

Recherche 3: Herr Meyer und die Konzertorgel

Der nächste Vortrags-Montag kam. Das „Oval Office“ in der „Organ Research Foundation“ war gefüllt, das Wort hatte Thukydides Meyer, sein Thema lautete: „Kirchenorgel – Konzertorgel“.

Herr Meyer, wie üblich mit der im Schottenmuster karierten Fliege auf weißem Hemd, das von weinroter Strickweste umhüllt war, in einer seiner dunkel-beigen Hosen, von denen er fünf besitzen musste – wie auch von seinen schwarzen, blankpolierten Schuhen – erhob sich, als er seinen Bericht begann und trug im Stehen vor, wie er schon einst im Proseminar sein Referat beigesteuert haben mochte. Er sprach freundlich, rotbackig, engagiert, und die schlohweißen Resthaare, die von seiner Glatze wirr abstanden, tanzten fröhlich im Rhythmus seiner Rede:

„Herrschaften, ich habe etwas getan!“

„Das hoffe ich“, nickte ich ihm aufmunternd zu.

„Ich habe es mit Hilfe alter Verbindungen geschafft, dass wir, also nicht alle natürlich, aber wenigstens einer oder zwei, zu einer Audienz dürfen, und zwar beim Landeskirchenmusikdirektor!“

„Beim – was?“

„Ganz recht, beim LKMD, so heißt das in der Kirchensprache. Das ist quasi der Dirigent des Orchestrions aller Kirchenmusiker einer Landeskirche, zu deutsch: Er führt die Fachaufsicht, nicht die Dienstaufsicht, die verbleibt beim jeweiligen Anstellungsträger, also beim Kirchenvorstand.“

„Und in welcher Hinsicht soll uns das weiterbringen?“ fragte Benjamin Franklin, der heute endlich einmal tat, was man von einem anständigen Amerikaner erwartete: Er kaute Chewing-Gum.

„Wir werden doch wohl nicht unseren wissenschaftlichen Braten in Kirchensoße tunken!“ entrüstete sich Frau Fahrenkrog.

„Doch“, antwortete ich, „ich weiß zwar auch nicht, wohin uns das bringt, aber Fahrten ins Blaue sind besser als grauer Himmel.“

Und Sie werden übrigens mit mir fahren, beste Frau Fahrenkrog, denn da geht es um Musik, und davon verstehe ich nichts. Wollen Sie sich gütigst den Termin notieren?“

Sie tat es, zwar mit Augenaufschlag, ansonsten aber ohne Murren; verwegen meinte ich deshalb, die Aussicht, mich zu begleiten, hätte sie womöglich besänftigt.

„Herr Meyer, bitte sehr!“ brachte ich mich zur Vernunft und den Referenten wieder ins Spiel.

„Ja. Ich freue mich. Dass Sie diesen Termin offenbar wahrnehmen wollen, meine ich. Es hat mich einige Überredung gekostet, der Mann ist schließlich viel beschäftigt, und da er um die Kirchenmusiker weiß, kennt er auch die Orgel und ...“

„Gewiss. Aber auch wir sind viel beschäftigt. Herr Meyer, bitte sehr!“

„Hm. Gut. Nun, die Wahrheit ist, dass ich mit dieser kleinen Glanztat hoffte, meine Verfehlung ein wenig auszugleichen, denn allzu viel habe ich zum Thema ‚Kirchenorgel-Konzertorgel‘ nicht zu sagen. Es ist ja richtig: Es gibt Kirchenorgeln in Kirchen, und es gibt Konzertorgeln in Konzertsälen. Aber das, vermute ich, ahnten Sie schon!“

„Yerrs!“ stimmte Mr. Franklin gemächlich zu.

„Und wohl auch, dass es ungleich mehr Kirchenorgeln als Konzertorgeln gibt?“

„Yerrs!“

„Auch wohl, dass es entsprechend mehr Konzerte an Kirchenorgeln als an reinen Konzertorgeln gibt?“

„Yeeaaarrrs!“

„Aber auch, dass es im Grunde an reinen Konzertorgeln nur wenige Konzerte gibt, jedenfalls selten reine Orgelkonzerte?“¹

„ ???“

„Beziehungsweise, dass es überhaupt immer weniger reine Orgelkonzerte gibt, das gilt nicht nur für Konzertsäle, sondern auch für Kirchen, von den 30-minütigen ‚Konzerten zur Marktzeit‘ für Touristen abgesehen, aber davon ein andermal,

¹ z. B. wies die Hamburger Laeiszhalle von 2003 bis 2009 vier reine Orgelkonzerte aus, eines davon ein „Kinderkonzert“. Für die Münchner Philharmonie im Gasteig konnte im selben Zeitraum ein einziges reines Orgelkonzert ausfindig gemacht werden, nämlich am 1. 11. 2004 bei freiem Eintritt zur Wiedereinweihung der neu intonierten Klais-Orgel. Zur Ausnahme Gewandhaus Leipzig s. u. S. 179.

sondern dass es vielfach nur noch ‚Orgel plus‘ gibt, und diese kryptische Sprechweise meint: Orgel plus Sprecher, Orgel plus Saxophon, Orgel plus Literatur, Orgel plus Handyklingeltöne – oder was weiß ich: Wussten oder ahnten Sie das auch?“

„No!“ sagte Frau Fahrenkrog, deren Fremdsprachenkenntnisse mich so überraschten, wie deren Anwendung mich ärgerte.

„Das ahnte wiederum ich! Nur leider gehört auch das nicht zu meinem Thema!“

„Herr Meyer“, sagte ich, „Ihr Inhalt ist bisher doch ziemlich schwach, aber Ihre Inszenierung ist wenigstens willig!“

Der theologische Direktor der „Organ Research Foundation“ räusperte sich, tupfte sich mit einem Leinen-Taschentuch die Stirn ab und sagte mühsam: „Vielleicht dieses noch zuvor, ehe ich zu meinem eigentlichen Thema finde, dass ich es nämlich nicht uninteressant finde, dass gleichwohl dort, wo Konzertsäle neu erbaut werden, wie jüngst etwa in der Disney Concert Hall in Los Angeles, also ich meine die mit den Orgelpfeifen, die wie Pommes Frites aussehen, oder wie demnächst in Hamburg in der Elbphilharmonie, dass also auch dort, wo Konzertsäle neu gebaut werden, noch immer auch Orgeln mit eingebaut werden!“

„Yeah, Man, aber auch in L.A. gibt’s kaum reine Orgelkonzerte, nur ganze acht seit Oktober 2008 bis heute. Übrigens unter den acht Interpreten: zwei Amerikaner, zwei Briten, ein Kanadier, aber kein Deutscher, dafür aber gleich drei bekannte Pariser Titulaires!“ warf Mr. Franklin mit wahrhaft spektakulärer Kenntnis ein.¹

„Und in Hamburg baut man die Orgel ja nur, weil ein einzelner Spender das ganze Geld zu Verfügung gestellt hat, womit auch diese Orgel eindeutig in den subventionierten Bereich fällt und somit Mr. Franklins These bestätigt, dass die Orgel ganz unter den ‚subventionierten Bereich‘ fällt“, ergänzte Frau Fahrenkrog.

„Herr Meyer, jetzt aber: ‚Kirchenorgel und Konzertorgel!‘“

„Aber“ – Herr Meyer stopfte das Schweiß Tuch seiner Peinlichkeit entschlossen in die Tasche seiner weinroten Strickweste zurück, lächelte freundlich und nickte uns zu – „aber

¹ s. <http://www.laphil.com>, gesehen 11. 7. 09.

das gehörte doch schon zu meinem Thema ‚Konzertorgel‘, verehrter Herr Bruhns! Denn abgesehen von der Finanzierung – wie kommt es denn, dass man überhaupt erwägt, in einen heutigen Konzertsaal noch eine Orgel einzufügen?“

„Damit man dort auch Händels Orgelkonzerte oder Mahlers Zweite spielen kann!“ sagte Frau Fahrenkrog trocken.

„Das glauben Sie selbst nicht!“ widersprach Thukydides Meyer, „sondern es hat historische Gründe, und ich fasse mich kurz:

In England hatte die Orgel eine andere Tradition als bei uns.¹ Da baute man schon Orgeln in Stadthallen ein, als es bei uns noch gar keine gab, Stadthallen, meine ich, das war zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Und da spielte der Organist am Sonntag Nachmittag zur Familienunterhaltung auch weniger Präludien und gar keine Choralvorspiele, sondern eingängige, für Orgel umgeschriebene Genrestücke, Märsche, selbst ganze Opern – sehr zum Gaudium des übrigens außergewöhnlich zahlreichen Publikums.

Berühmtestes Beispiel als Vorgängerin der Hamburger Elbphilharmonie ist also der Londoner Crystal Palace, gebaut zur ersten Weltausstellung 1851, in dem Bruckner einmal vor angeblich 70.000 Zuhörern die Orgel schlug, und sie trugen nach dem Konzert den Organisten des Abends zur Feier seines Erfolges auf ihren Schultern hinaus!“²

¹ s. dazu etwa auch H. J. Busch, *Das Heilige Instrument*, in: *Ars Organi* 3/2009, S. 177 ff.

² M. Musgrave, *The Musical Life of the Crystal Palace*, Cambridge 1995, S. 153. Fraglich ist allerdings die angegebene Zuschaueranzahl. Deren Fünftelligkeit (!) ist aber nicht fraglich, s. dazu *Organ* 4/05, S. 5 ff. Noch früher hatte übrigens Händel mit von ihm eigens dazu entworfenen Instrumenten und seinen Orgelkonzerten gegen Auftritte selbst eines Farinelli bei der Konkurrenz erfolgreich bestehen können. Auch hier schuf also das Zusammentreffen von kompositorischer Brillanz mit innovativem Orgelbau der Orgel eine – übrigens ganz weltliche! – Bühne, dass man sich „beim Lesen der Ausführungsberichte zuweilen sogar (fragt), ob die Hörer am Abend nun der Vokalwerke, Gesangssolisten oder eben (der) Orgelkonzerte wegen ausgingen“, S. Rampe, *Händels Theaterorgeln und seine Orgelkonzerte*, *Ars Organi* 57, Heft 2, S. 90 ff.

Jetzt blickte Mr. Franklin allerdings auf – „really?“ fragte er. „Oder nehmen Sie Paris. Die Grande Révolution verstaatlichte die Kirchen und plünderte das Metall der Orgelpfeifen, es half den Organisten nichts, dass sie die Marseillaise als hingelogenes Glaubensbekenntnis spielten: Die Orgel wurde als Büttel des ‚Ancien Régime‘ – gewissermaßen en passant – weitgehend guillotiniert.

Aber tot war sie dennoch nicht.

Im ‚Trocadéro‘, einer gewaltigen Messehalle gegenüber dem Eiffel-Turm, baute man 1878 eine Orgel ein – auch dies zu einer Weltausstellung, und ich sage Ihnen, nicht auszudenken, was aus der Orgel ohne diese innovativen Technik-Expositionen womöglich alles nicht geworden wäre!

Kurz, auf der Orgel des Trocadéro spielten César Franck und seine Kollegen anfangs wöchentlich ein Orgelkonzert vor vollbesetztem Haus¹, und noch in den 1920-er Jahren gab dort Marcel Dupré sogar seinen kompletten Bachzyklus – und solches Konzertieren währte immerhin, wenn auch mit kleinen Unterbrechungen, bis ungefähr 1935!“

„Oh – indeed?“ fragte nun ein höchst gepackter Amerikaner höchst englisch. Frau Fahrenkrog schwieg interessiert, ich pflichtete ihr bei.

„Und warum?“ – Herr Thukydides Meyer, nun auf dem Höhepunkt seines Vortrags angekommen, riss sich seine langärmelige Strickweste vom Leib, unter der sich das Hemd als kurzärmelig erwies, und nun wippte seine schottisch karierte Fliege im Eifer ihres Besitzers mit den abstehenden Haaren im Takt um die Wette, während seine dünnen Ärmchen erregt in der Gegend fuchtelten, als dirigierten sie ein ganzes Orchester: „Yes, indeed, mein lieber Herr Franklin, so war das, und warum war das so? Nun? Ganz einfach!“

Herr Meyer trocknete sich die Stirn mit der rechten Rückhand, das Leinen-Taschentuch war ihm abhanden gekommen, Frau Fahrenkrog hob es ihm vom Boden auf: „Das heißt – so

¹ Und zwar mit immerhin vierstelligen Zuhörerzahlen: bis zu 2.000 Menschen hörten wöchentlich diese Konzerte, welche die Feuilletons der Pariser Zeitungen an hervorgehobener Stelle allesamt rezensierten, Vergleichbares wäre heute wirklich undenkbar, zum ganzen s. B. Kraus, A. Nohr, *Orgelhandbuch Paris*, S. 53 ff.

einfach war das natürlich nicht. Doch hatten die Engländer einen Charles Barker, vor allem aber fand sich ein Cavaillé-Coll unter den Franzosen, und diese Herrschaften haben der Orgel Beine gemacht, und was für welche!

Auf Wunsch der Komponisten übrigens, oder doch im Zusammenwirken mit ihnen. Denn was war bis dato die Schwäche der Orgel gewesen? Sie konnte nicht dynamisch spielen! Laut oder leise: ja, aber nicht konträr, nur kontradiktorisch, mithin weder Crescendo noch Decrescendo! Kurz: Es war die Zeit großer gestalterischer Technik-Erfindungen; die aus den Ruinen der ‚Grande Révolution‘ auferstandene Orgel im Trocadéro war ein technisches Wunderwerk geworden, dessen Klangmöglichkeiten buchstäblich Massen faszinierten, und zwar – meine Herren! – ganz außerhalb der Kirchen! Im Konzertsaal also! Jawohl! Und, äh, nun ja, meine Dame, meine ich natürlich ...“

Frau Fahrenkrog lächelte derart huldvoll, dass ich ahnte, wie wenig uns das Frauenthema erspart bleiben würde.

„Also, meine Herren ...“ – in seinem Überschwang hatte Herr Meyer dieses Lächeln natürlich nicht bemerkt – „...die Orgel war Mode! Die Orgel war im Rennen! Will sagen: Sie war voll im Trend! Die Orgel – nein, nicht hausbacken, verstaubt und klerikalisiert, sondern elegant, bestaunt und bewundert, wie die Damen von Paris, nicht von gestern also, sondern das Instrument von morgen! Kurz – die Orgel war ‚total in‘!“

Frau Fahrenkrog hatte ihm die Damen von Paris durchgehen lassen; wer war ich, das nicht zu tun, „aber war sie nicht auch ein anderes Instrument geworden?“ fragte ich daher.

Herr Meyer blickte erst verduzt, widersprach dann aber vehement: „Nein! Wären Sie etwa ein anderer Mensch, nur weil Sie etwas dazugelernt haben?“

„Sie meinen“, fragte Benjamin Franklin, „die Zeiten des Herrn Bruhns wären wieder auferstanden?“

Ich blickt überrascht.

„Er meint Nicolaus, nicht Ihre!“ winkte mich Frau Fahrenkrog zurück.

„Gewissermaßen“, nickte strahlend der Orgelfreund Meyer.

„Aber ich bin Nicolaus!“ rief ich verwirrt.

„Ach was!“ rief Frau Fahrenkrog.

„Und unter welchen Bedingungen hat die Orgel dazugelernt? Sagen Sie das doch einmal als These, please!“ rief Mr. Franklin.

„Als These ...“, murmelte Thukydides Meyer, dachte angestrengt nach, wischte sich mit seinem Notizzettel die Stirn, während Frau Fahrenkrog verzweifelt versuchte, ihm sein doch längst wiedergefundenes Leinen-Taschentuch nahe zu bringen – und formulierte schließlich: „These 1: Die Fortentwicklung des Instrumentes Orgel eröffnete den Komponisten neue Möglichkeiten, die ihnen entgegenkamen; es wurde wieder reizvoll, für die Orgel zu komponieren.“

These 2: Die Fortentwicklung des Instrumentes Orgel erlaubte ein Klangerlebnis, das Hörer faszinierte. Und daraus folgt These 3: Unter bestimmten Bedingungen hat die Orgel die Möglichkeit, auch als nicht subventioniertes Instrument frei zu konzertieren.“

Thukydides Meyer war fertig. Er setzte sich erschöpft und zog sein Strickweste wieder über seinen vom heißen Reden schier aufgezehrten Körper.

„Kühn ...“, murmelte Frau Fahrenkrog.

„Aber faszinierend“, sagte Mr. Franklin, „jetzt kennen wir schon zwei, sagen wir: ‚Epochen‘, in denen die Orgel Karriere machte und auf der Höhe der Zeit war, so sehr, dass sie gesellschaftlich relevant und kulturpolitisch maßgeblich war!“

„Na, ‚maßgeblich‘ ist vielleicht übertrieben“, wandte Frau Fahrenkrog ein.

„Yes, sure, but you know what I mean!“

Nun schaltete ich mich ein: „So, wie wir bisher argumentiert haben, wäre also unsere Zeit das Gegenteil davon: Die Orgel scheint fade, langweilig, rennt dem Trend atemlos hinterher und holt ihn doch nicht ein. Wenn das so wäre, müssten wir unserem Auftraggeber abraten, seinen Sohn Orgelspielen lernen zu lassen, richtig?“

Niemand widersprach.

Während Herr Meyer seine rote Strickweste wieder anzog, sprang nun ich erregt auf: „Aber sagen Sie es doch noch einmal, Herrschaften, warum wir bisher diesen Eindruck haben!“

„Weil die Orgel voll und ganz zum subventionierten Bereich gehört und im ‚freien‘ Bereich keine Chance hat“, sagte Benjamin Franklin.

„Weil sie schlecht inszeniert wird und noch immer nicht in der Gegenwart angekommen ist“, ergänzte Frau Fahrenkrog.

„Weil es nicht nur keine Konzerte mehr mit siebzigtausend Hörern gibt, die den Interpreten nachher auf ihren Schultern hinaustragen, sondern kaum noch solche mit siebzig Hörern, die länger applaudieren als drei Minuten!“ schloss Herr Meyer.

„Aber es könnte anders sein, wie wir gesehen haben – an Bruhns & Co. und an den Vorgängen in Paris?“

„Nehmen Sie noch die Frühformen der Orgel hinzu, welche in Rom erfolgreich die Spiele untermalten, dann ist es offensichtlich in der Geschichte wiederholt anders gewesen, als es heute zu sein scheint!“ ergänzte Frau Fahrenkrog.

„In Rom“, fuhr nun allerdings Thukydides Meyer gleich wieder in Rage auf, der offenbar seinen emotionalen Tag hatte, „in Rom sind Christen dabei umgebracht worden, massenhaft!“

„Da sehen Sie mal, wie wenig religiös die Orgel ist“, konterte Frau Fahrenkrog kalt, aber nicht ungeschickt.

„Herrschaften“, fuhr ich in das Geplänkel, „wir sollten unsere weiteren Überlegungen konzentrieren auf die Frage, ob es stimmt, dass die Orgel fade ist, langweilig, dem Trend atemlos hinterher rennt und ihn doch nicht einholt. Finden wir keine Argumente dagegen, ist unsere These gültig und unser Auftrag im Grunde erledigt.“

Man nickte. Thukydides Meyer allerdings legte die Hände zusammen und sah plötzlich erschöpft und traurig drein.

„Was ist?“ fragte ich.

Er antwortete: „Sie vermuten doch alle, dass sich diese These als richtig erweisen wird. Womöglich haben Sie ja auch recht. Vielleicht aber könnten wir uns auch die Mühe machen, am Ende positiv zu beschreiben, was geschehen müsste, um der Orgel à la Bruhns oder à la Trocadéro wieder auf die Beine zu helfen?“

„Das gehört nicht zu unserem Auftrag!“ widersprach ich, denn ich hatte die genauen Formulierungen stets im Kopf und hätte sie Herrn Meyer im „geschützten Bereich“ unseres formidablen Internetauftritts auch jederzeit zeigen können.

„Ist dennoch eine zwar spekulative, aber höchst interessante Arbeit. Perhaps können wir unsere Expertise dann nicht

nur unserem Auftraggeber verkaufen, sondern gleich noch einmal – zum Beispiel an diesen El-Ka-Em-De?“

Man soll nicht sagen, die Amerikaner wären nicht geschäftstüchtig.

Herr Meyer nahm sein Leinen-Taschentuch wieder an sich. Aber jetzt brauchte er es nicht mehr.